

INTERNATIONAL

SÜDSPANIEN Seit Monaten vegetieren Hunderte Papierlose in den Wäldern um die andalusischen Erdbeerbelder. Obwohl es genug Arbeit gäbe, sind sie ohne Anstellung, ohne Geld und ohne eine Chance, sich woanders etwas suchen zu können.

Nicht mal ein Busbillet

Von Dorothea Wuhler, Huelva
(Text und Foto)

Kurz nachdem der kleine Konvoi der andalusischen Landarbeitergewerkschaft Sindicato de Obreros del Campo (SOC) die Autobahn verlassen hat und an Moguer vorbei Richtung Palos de la Frontera fährt, hängt ein süßes Duft in der Luft: Wir sind angekommen im europäischen Erdbeerparadies. In der Provinz Huelva werden jährlich auf 7500 Hektaren 280 000 Tonnen Erdbeeren gezüchtet, nur Kalifornien übertrifft diese Zahl. Rechts und links von der Landstrasse sieht man riesige Felder und Plastikmeere, unter denen die rote Frucht angebaut wird, von deren Verkauf hier ein Grossteil der BewohnerInnen lebt.

Was sich aber zwischen den Feldern abspielt, sieht man von der Landstrasse aus nicht. Nur zweihundert Meter entfernt vegetieren in den Pinienwäldern zwischen den Erdbeerplantagen mehrere Hundert der ursprünglich rund zweitausend Sans-Papiers, die dieses Jahr auf der Suche nach Arbeit zur Erdbeerernte nach Huelva gekommen sind.

Seit fast sechs Monaten leben die vornehmlich aus Mali, Guinea-Bissau, Gambia und dem Senegal stammenden Migranten hier. Am Anfang haben sie sich – es sind nur Männer – noch versteckt. Aus Angst vor Verhaftung und Abschiebung und vor der Guardia Civil, die schon ein paar Mal ihre Hütten zerstörte. Sie wollten nicht mit JournalistInnen sprechen und auf keinen Fall fotografiert werden, auch nicht von SOC-Mitgliedern, die sie ab und zu mit Lebensmitteln versorgen. Niemand sollte sehen, unter welchen Bedingungen sie leben.

Inzwischen verstecken sie sich aber nicht mehr, es wissen ohnehin alle, dass sie hier sind. Auch die örtlichen Behörden, die das Problem ignorieren. Nach Monaten mittellos unter freiem Himmel ist ihre Misere so gross, dass es ihnen nichts mehr ausmacht, ihre erbärmlichen Unterkünfte zu zeigen.

Essen für vier Tage

In dem Pinienwald, den wir besuchen, stehen jetzt noch rund 200 Verschläge, aus Plastikplanen und Kartons errichtet, mit Schlafplätzen für je vier bis fünf Mann. Als Bett dienen Holzpaletten und Kartons, die Kleider stecken in Koffern oder hängen auf einer Leine. Für je zwei bis drei Hütten haben sie eine Küche und eine Dusche gebaut. Als Küche dient ein enger Plastikverhau mit vielen Luftlöchern und einem offenen Feuer in der Mitte des Bodens; die Dusche ist eine von Plastik umgebene Holzpalette.

Das Wasser zum Waschen holen sie aus einem mehrere Hundert Meter entfernten Tümpel, ihr Trinkwasser holen aus Brunnen der Umgebung. Essen suchen sie in den Müllcontainern der umliegenden Dörfer und Bars. Nur einmal in der Woche gehen sie zu Fuss in den rund zehn Kilometer entfernten Küstenort Mazagón, wo sie von der Caritas eine Tüte mit Lebensmitteln erhalten. Den Rest der Zeit warten sie darauf, dass das Rote Kreuz mit Essen und Kleidung vorbeikommt. Oder, wie heute, die SOC.

Die «soziale Verwurzelung» im Ausländergesetz

Derzeit leben laut offiziellen Angaben rund 5,5 Millionen AusländerInnen in Spanien. Sie machen rund zwölf Prozent der Gesamtbevölkerung aus. Etwa die Hälfte kommt aus Afrika und Südamerika. Die Zahl der illegal eingereisten und papierlosen MigrantInnen ist schwer zu beziffern, laut Schätzungen ist es derzeit eine Million.

Die letzte Massenlegalisierung in Spanien erfolgte im Mai 2005 – ein Jahr nachdem die sozialdemokratische PSOE die Regierung übernommen hatte. Damals erhielten 700 000 papierlose MigrantInnen eine Aufenthaltsgenehmigung und eine Arbeitserlaubnis.



Seit Monaten im Pinienwald gefangen: Die rund 500 papierlosen afrikanischen Migranten werden beschimpft, verjagt und dienen den Plantagenbesitzern von Huelva als Druckmittel.

Als unser Konvoi – ein Transporter, ein Kleinbus, ein Pkw – um fünf Uhr nachmittags eintrifft, stehen schon etwa 300 Männer Schlange. Fünf von ihnen passen auf, dass niemand sich vordrängt und jeder nur eine Tüte nimmt. Heute ist die SOC mit fast 3000 Kilo Lebensmitteln und einem Fernsehgerät aus Sevilla angereist. Jede Person bekommt ein Pfund Pasta, ein Kilo Reis, einen Liter Sonnenblumenöl, drei kleine Dosen Thunfisch, eine Packung Tomatensauce und eine Packung Kekse. Wie lange das reicht? «Kommt darauf an. Wir essen einmal am Tag und teilen uns die Lebensmittel. Aber drei bis vier Tage wird es schon reichen.» Und danach? «Danach haben wir wieder Hunger.» Der das sagt, kommt ebenfalls aus Mali und möchte nicht einmal seinen Vornamen nennen.

Die Essensverteilung geht schnell und ohne Streit über die Bühne. Überhaupt sind sie in ihrem Elend gut organisiert, sogar eine Moschee haben sie sich gebaut. Sie fällt auf, weil sie deutlich grösser ist als die anderen Hütten und leer.

Weg! Je eher, desto besser

Einer der Männer, die die Essensverteilung kontrollieren, ist Moussa Diarra. Der 25-jährige Student aus Mali spricht sowohl Spanisch als auch Französisch und Bambara, die am weitesten verbreitete Sprache in Mali, und ist deswegen der Gruppensprecher. Heute wird er schwer beansprucht, da plötzlich vier TV-Kamera-Teams auftauchen. Bisher waren die Sans-Papiers auch für die örtlichen Medien uninteressant. Doch an diesem Abend findet das Champions-

League-Endspiel zwischen Manchester United und FC «Barça» Barcelona statt, und da möchte man doch wissen, für wen die Afrikaner sind. Da eine grosse Mehrzahl für Barça ist (vor allem wegen der Spieler Seydou Keita aus Mali und Samuel Eto'o aus Kamerun), bleiben die

Es wäre logischer, jene zu beschäftigen, die schon vor Ort sind, als in Marokko Frauen anzuheuern.

Kameramänner sogar etwas länger. Am nächsten Tag wird ihre Freude über die zwei Tore von Barça in den Nachrichten gezeigt – kein Wort allerdings zu ihrer schwierigen Lage.

Vor dem Fussballspiel übersetzt Moussa seinen Kollegen noch die neueste Meldung, die die SOC mitgebracht hat: Noch immer gibt es keine Entscheidung darüber, was mit ihnen passieren soll. Die Erdbeerernte ist so gut wie gelaufen, und bis Dezember gibt es in Huelva keine Arbeit. Deswegen wollen sie weg aus dieser Region, je eher, desto besser. Und daran arbeiten derzeit die SOC und der andalusische Volksvertreter José Chamizo. Zwar hat sich Chamizo die Situation auch nie vor Ort angesehen, aber immerhin versucht er, die andalusische Regionalregierung we-

nigstens so weit zu bringen, dass sie den Sans-Papiers Busbillette kauft.

In Katalonien, wo die meisten hinwollen, stösst diese Idee freilich auf Ablehnung. Die dortigen Gewerkschaften beschwerten sich darüber, dass die Papierlosen für einen Lohn arbeiten würden, der deutlich unter dem tariflich festgelegten Mindestlohn liegt. Dass das ein Problem ist, weiss auch Diego Cañamero, Generalsekretär der SOC. Trotzdem bittet er um Verständnis. «Im Moment geht es darum, den Leuten sofort zu helfen. Sie sind mittellos und verzweifelt, haben Hunger und wollen weg.»

Natürlich wäre es besser, wenn die papierlosen MigrantInnen nicht ständig durch Spanien reisen müssten und sich an einem Ort eine Existenz aufbauen könnten, aber neu ist dieses Verfahren nicht. Und vermutlich waren die KatalanInnen ihrerseits froh, als viele Sans-Papiers letzten Dezember Richtung Andalusien aufbrachen.

Seit langem werden die MigrantInnen von einer Region in die nächste geschubst. Auch Moussa Diarra wurde von den kanarischen Behörden nach Madrid abgeschoben. Die Geschichten ähneln sich: Vor eineinhalb Jahren reiste Diarra von Mali in einem Lkw nach Mauretanien, setzte sich dort in ein Holzboot und wurde nach Las Palmas geschippert. Auf der Kanareninsel verbrachte er vierzig Tage in einem Aufnahmezentrum, bis ihn die Behörden in ein Flugzeug nach Madrid setzten. Wie es dazu kam, weiss er selbst nicht – oder möchte es nicht erzählen. Vermutlich konnten die Behörden seine Identität nicht feststellen, oder sie haben es einfach vorgezogen, ihn ohne grossen Aufwand aufs Festland zu schicken. In Madrid wiederum konnte er ungehindert den Flughafen verlassen, da er nicht aus dem Ausland, sondern aus einer anderen spanischen Region einreiste.

Danach fuhr er zur Apfelernte nach Lérica in Katalonien und kam schliesslich vor einem halben Jahr zur Erdbeerernte nach Huelva. Jetzt möchte er zurück nach Lérica. Ob er da mehr Chancen auf einen Job hat, weiss er nicht, aber schlimmer als in Huelva kann es kaum kommen.

Absurde Politik

Arbeit gibt es ja genug. Auch in Huelva. Für die diesjährige Erdbeerernte haben die Plantagenbesitzer 18 000 RumänInnen und eine unbekannte Zahl an PolInnen angeheuert. Ausserdem sind aufgrund der Wirtschaftskrise

zum ersten Mal seit zehn Jahren wieder viele SpanierInnen bereit, für den Mindestlohn (34,89 Euro netto für 6,5 Stunden täglich) auf den Feldern zu arbeiten. Darüber hinaus sind die Erdbeergrossbauern Ende letzten Jahres nach Marokko geflogen und haben vor Ort 17 000 Frauen angestellt, die mit einem Drei-Monate-Visum sowie mit Hin- und Rückflugticket gekommen sind.

Diese Politik versteht Moussa nicht. Es sei doch einfacher, sie, die schon in Spanien sind, einzustellen, statt in Afrika Erntehelfer zu suchen, sagt er. Diego Cañamero von der SOC sieht das ähnlich: «Die Migranten in den Pinienwäldern sind keine Straftäter. Sie sind durchschnittlich dreissig Jahre alt, stehen jede Nacht um vier Uhr auf und laufen mehrere Kilometer, um auf den Feldern nach Arbeit zu suchen.

Zwar wäre es tatsächlich logischer, jene zu beschäftigen, die schon vor Ort sind, statt in Marokko Frauen anzuheuern, die eingeflogen werden müssen. Aber die Marokkanerinnen haben den Vorteil, dass sie legal angestellt werden können. «Manche von uns haben auch Papiere, andere leben schon seit Jahren in Spanien und hätten damit ein Recht auf eine Aufenthaltsgenehmigung», sagt Moussa. Theoretisch hat er recht. Aber um sich auf die «soziale Verwurzelung» (vgl. Text auf dieser Seite) berufen zu können, brauchen die Leute einen festen Wohnsitz. Und diesen Luxus haben die Männer in den Pinienwäldern von Huelva nicht.

Mittel zur Erpressung

Die Sans-Papiers kommen den Plantagenbesitzern dennoch zupass. Die Existenz dieser Reservearmee an Arbeitskräften erstickt unter den ArbeiterInnen jeden Gedanken an Protest: So verlangt niemand einen höheren Lohn oder beschwert sich über die Unterkünfte, die kaum besser sind als die Plastikverschläge der Sans-Papiers.

Es ist dunkel geworden, das Fussballspiel beginnt, Millionen von Moskitos schwirren umher. Neben all ihren Problemen machen den Männern im Pinienwald auch noch Schlangen, Skorpione und die Hitze das Leben schwer. Obwohl es nachts relativ frisch ist, herrscht unter dem Plastik eine unerträgliche Hitze. Ab vier Uhr morgens ist kaum mehr an Schlaf zu denken. Deswegen verschwinden alle nach dem Spiel schnell in ihren Hütten, um wenigstens fünf Stunden zu schlafen, bevor wieder ein langer Tag beginnt. ♦